



Textdokumentation

~~1.5.2018~~

Quelle ZEITUNG

~~KS 300/120~~10.11.78
10. Nov 1978 48

Datum

Persien zwischen Mob und Moschee

926377 1

Die Herrschaft des Schahs: gebrochen, bald zerbrochen? / Von Josef Joffe

Der „Schah“ ist hierzulande ein Reizwort. Ob verteufelt von den Radikalen, ob vergöttert von der Regenbogenpresse — er ist vor allem eine Zielscheibe geblieben, die stets Emotionen, aber nur selten nüchterne Analysen auf sich gezogen hat. Kein Wunder, denn ein Staatsbesuch Reza Pahlevis war zumindest der Anlaß, wenn nicht gar der Auslöser für die Berliner Straßenschlachten im Juni 1967, aus denen zuerst die Studentenbewegung, dann die verküppelte Nachgeburt des Terrorismus hervorgegangen ist. Er stand Pate am Kaiserdamm, als lattenbewaffnete Jubelperser auf ihre protestierenden Landsleute losgingen, als die Berliner Polizei die Demonstranten auseinanderprügelte, als schließlich Benno Ohnesorg den Kugeln des Wachtmeisters Kurras zum Opfer fiel. Das war vor elf Jahren, aber das Verhältnis zwischen den Deutschen und dem „Licht der Arier“ ist nach wie vor gestört.

Dafür sorgt die Erinnerung — aber auch die Gegenwart eines Regimes, das nie unseren hehrsten Idealen entsprochen hat und heute nur noch mit der blanken Waffe in der Hand überlebt. Reza Pahlevi hat den Sprung vom Playboy zum Despoten verhältnismäßig rasch, den Aufstieg zum volksnahen Reformier jedoch nur zögernd und halbherzig vollzogen. Am wohlsten hat er sich in der Rolle des barschen Lehrmeisters gefühlt, wenn er von der hohen Warte seines Ölreichtums mit herrischer Hand Zensuren an jene Länder des Westens verteilte, die heute um sein Überleben bangen. Die Vereinigten Staaten bemitleidete er als „lahmgeschlagenen Riesen“. Er, der heute am Abgrund torkelt und nur noch Kaiser von Generalstabs Gnaden ist, weissagte dem „libertinösen“ Westen noch vor einem Jahr den „Zusammenbruch seiner Demokratie“.

Genauso leichtfertig wischte er die Warnungen seiner westlichen Freunde beiseite, als sie ihm rieten, nicht nur zu industrialisieren, sondern auch zu demokratisieren. Die Risse und Verwerfungen in seiner Gesellschaft wollte er nicht wahrhaben; er sah nur das schwindelerregende Wirtschaftswachstum, das den Iran „vor die Tore der großen Zivilisation“ tragen würde. Der Westen war in seinen Augen „müde“ geworden, der Iran würde dafür „in fünf, sechs Jahren“ zur „fünftstärksten Militärmacht der Welt“ avancieren. Sein Missionsbewußtsein und seine Hoffart gingen nahtlos ineinander über:

„Niemand kann mich stürzen“, bramarbasierte er noch im Juni dieses Jahres.

Der Schah als tragische Figur — vielleicht; als sympathische Figur — wohl kaum. Aber in der internationalen Politik kann man sich seine Freunde nicht immer aussuchen. Max Weber sprach einst von der „geschulten Rücksichtslosigkeit des Blicks in die Realitäten des Lebens“; damit wollte er jenen entgegentreten, die allein Neigung und Abneigung zur Richtschnur ihres politischen Handelns machen wollen. Willy Brandt, gewiß kein Zyniker unter den Kanzlern der Bundesrepublik, verfocht ein ähnlich nüchternes Credo, als er 1972, nach einer heftig umstrittenen Reise in den Iran, vor den Auswärtigen Ausschuss des Deutschen Bundestages trat:

„Die politischen Verhältnisse in vielen Ländern entsprechen nicht unseren Vorstellungen von Demokratie. Doch sind wir nicht dazu ausersehen, uns zu deren Richtern aufzuwerfen. Wir haben unsere Wertvorstellungen, aber ich halte es für eine Anmaßung, am eigenen Wesen die Welt genesen lassen zu wollen. Unsere Außenpolitik und die Vertretung unserer außenwirtschaftlichen Interessen müssen freibleiben von ideologischen Vorurteilen. Wir wünschen nicht, daß man sich in unsere inneren Angelegenheiten einmischt. Das muß dann auch ein Grundsatz sein, an den sich unser Staat im Verhältnis zu anderen hält.“

Ein strategisches Scharnier

Die „Realitäten des Lebens“ — das sind, wie immer, Wirtschaft, Geographie und Geschichte. Die wirtschaftliche Abhängigkeit der Bundesrepublik vom Iran ist immens — und sie wächst weiter. In diesem Jahr ist der Iran mit 23 Prozent unserer Erdölimporte zum wichtigsten Öllieferanten der Bundesrepublik geworden. Der Warenaustausch zwischen beiden Ländern betrug im Vorjahr knapp elf Milliarden Mark. Am Persischen Golf baut die Siemens-Tochter Kraftwerk Union zwei Kernkraftwerke im Werte von zehn Milliarden; der Verkauf von vier weiteren zum Stückpreis von fünf Milliarden Mark hängt noch in der Schwebe.

Doch steht weit mehr auf dem Spiel als die Öliquellen und die Petrodollar Persiens. Der Iran ist ein strategisches Scharnier allererster Ordnung. Es beherrscht die seit Jahrtausenden umkämpfte Landbrücke zwischen Europa und Asien; es bildet den stärksten Riegel zwischen einem übermächtigen Sowjetreich im Norden und schwa-

chen, angekränkelten Regimen auf der arabischen Halbinsel im Süden und Pakistan im Osten. Seit Peter dem Großen starren die russischen Herrscher begierlich auf ihren Nachbarn an der Gegenküste des Kaspischen Meeres; immerhin haben sie schon zweimal, nach den beiden Weltkriegen, versucht, den Nordteil des Landes in ihren Griff zu bekommen. Nach 1945 haben sich die Sowjets erst auf massiven Druck der Amerikaner wieder aus den nördlichen Provinzen zurückgezogen.

Altmodisch-zynische Geopolitik? Vielleicht, aber es ist ein Spiel, an dem sich alle beteiligen: die Chinesen und die Sowjets, die Israelis und die Saudis, die Rumänen und die DDR. Sie alle haben dem Schah ihre Reverenz erwiesen, weil sie die Anarchie der persischen Massen mehr fürchten als die Alleinherrschaft des Reza Pahlevi.

Außerdem liegen in diesem Falle Moral und Machtpolitik nicht unbedingt im Widerstreit. Reza Pahlevi mag kaum ein aufgeklärter Despot sein — aber es ist auch keine blütenweißdemokratische Revolution, die seit Monaten am Pfauenthron rüttelt. Im Gegenteil: Der *Ayatollah* („Zeichen Gottes“) Khomeiny, der heute vom sicheren Port bei Paris aus die Drähte der Revolte zieht, ist ein Reaktionär reinsten Wassers. Der Schah hat ihn vor fünfzehn Jahren in das irakische Exil verjagt, weil er das Volk gegen die gerade verkündete „Weiße Revolution“ auf die Straße gehetzt hatte. Vordergründig ging es bei den blutigen Zusammenstößen vom Juni 1963 um die Erhaltung von islamischer Zucht und Sitte; dahinter wogte — wie immer — der nackte Kampf um Besitz und Macht — um die riesigen Ländereien des Klerus und der Feudalfamilien, die bei der Bodenreform an die Bauern verteilt werden sollten. Heute will Khomeiny eine „Islamische Republik“ — mit Gewaltenteilung und minus Schah, ein System, in dem die letzte Entscheidung in der Hand des Klerus bliebe. Weder die Liberalen im Westen noch die linken Studenten in Teheran können sich den Sieg jener religiösen Fanatiker wünschen, die Fremdenhaß und Pfaffenherrschaft auf ihre Banner geschrieben haben.

Rivalisierende Gegner

Doch vorläufig herrscht weder der Mob noch die Moschee — die Macht liegt seit Sonntag in den Händen einer Militärregierung. Mit dieser verzweifelten Rochade hat sich der „König der Könige“ eine letzte Atempause verschafft — vielleicht sogar eine letzte Chance.

Seine Chance liegt paradoxerweise in der Vielzahl und Stärke seiner Gegner. Die Koalition umfaßt zu viele rivalisierende Gruppen; mehr als die Straße können sie nicht beherrschen. Sie vereint die *Ayatollahs* und die Arbeiter, die entwurzelten Bauern und die enteigneten Großgrundbesitzer, die linken Intellektuellen, denen der Marsch in die Moderne nicht schnell genug geht, und die religiösen Reaktionäre, die zurück in die Vergangenheit wollen. Sie alle haben bloß einen gemeinsamen Nenner — den blinden Haß auf den Schah.

Heute kann der Kaiser seine Macht allenfalls noch retten, wenn er sie freiwillig teilt: mit der demokratischen Opposition, dem progressiven Klerus und der Masse seines Volkes, dem die „Weiße Revolution“ bisher weder Freiheit noch Gleichheit oder Wohlstand verschafft hat. Vielleicht ist es dazu schon zu spät; vielleicht hat Reza Pahlevi schon zu lange gezaudert und den richtigen Zeitpunkt verpaßt. Er wirkt gebrochen; bald schon könnte er zerbrochen sein.

Eines nur ist klar: Gelingt es ihm nicht, die schmale Atempause zu nützen, dann ist seine Entmachtung durch die Generäle nur noch eine Frage der Zeit; keine Truppe der Welt verrichtet auf Dauer die Dreckarbeit der Zivilen, ohne irgendwann die Galionsfiguren abzusägen. Gewonnen wäre damit nicht viel. Noch nirgendwo hat sich die Armee als letzter Retter mit Ruhm bedeckt — abgesehen davon, daß niemand weiß, wie lange sich die Generäle auf die Gemeinen verlassen können.

Die demonstrative Parteinahme des Westens für den angeschlagenen Schah kann derzeit wohl auch nichts mehr ausrichten; im Gegenteil, wie der Brand der britischen Botschaft gezeigt hat, schüren sie den Fremdenhaß der Bevölkerung. Der Westen kann dem Schah höchstens dadurch helfen, daß er ihn drängt, die längst überfälligen Kompromisse zu schließen — wenn er in dieser späten Stunde Partner findet.

Die Alternative ist Chaos, Bürgerkrieg und am Ende ein Despotismus, der kaum aufgeklärter wäre als die Herrschaft der Pahlevis. Mag sein, daß sie dem Iran und der Welt nicht erspart bleibt. Ein Grund zum Frohlocken ist das nicht.

926378

2

1